Unschuldig verurtheilt.

Original-Roman von **Julius Keller.**

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Der strahlende glückselige Glanz ihrer Augen verräth, wie willkommen Adelen das Erscheinen dieses schönen Mannes ist, ja, daß sie denselben erwartet hat, und auch der freudige Ausdruck seines Gesichtes läßt ähnliche Regungen seines Herzens vermuthen.

Es ist Bernhard Claus, welcher den Balkon betreten und sich nun neben Adele Rogall niederläßt, um sich in ein langes belebtes Gespräch mit ihr zu vertiefen.

Seine Reise hatte nicht lange gewährt —die Erinnerung an die Ahnung, welche beim Abschied von Adele in seiner Seele aufgedämmert, wollte ihn nicht verlassen, er mußte immer an die schöne junge Dame denken, welche ihm die wärmsten reinsten Gefühle ihres Herzens geschenkt, während er sie nicht zu beachten gewagt hatte und später einer unglücklichen Neigung, einer unerfüllbaren Sehnsucht Sklave geworden war. Die Persönlichkeit Adelens gewann für ihn Interesse, sie war bald mit einem eigenthümlichen reizenden Zauber für ihn umgeben, und als er eines Tages durch die Zeitungen Kunde von der Verhaftung und dem entsetzlichen Geständniß Eugen Holms, des einstigen Auserwählten Adelens erhielt, da gedachte er mit so warmem Mitleid und herzlicher Theilnahme des jungen Mädchens, auf das die Nachricht über die Enthüllungen Holms immerhin einen überwältigenden Eindruck machen mußte, daß er plötzlich seine Reise abbrach und in die Residenz zurückkehrte.

Seitdem war er mit der Zeit ein täglicher Gast im Rogall'schen Hause geworden und ein beide Theile hochbeglückendes Verhältniß hatte sich zwischen Bernhard und Adele entsponnen. Er gewann bald die Ueberzeugung, daß das edle Mädchen ihn aus vollstem Herzen liebe und vermochte sich nicht zu verhehlen, daß schon seit jener ersten Ahnung auch in seiner Seele ein seltsames warmes Gefühl für Adele Rogall sich regte.

Mit freudiger Genugthuung betrachten der Vater und die Brüder der jungen Dame die „herzliche Freundschaft", welche sich zwischen ihr und Bernhard entsponnen — sie bleiben den „Plauderstündchen", welche die Beiden seit dem Erwachen des Frühlings fast täglich auf dem lauschigen Balkon der reizenden Villa haben, geflissentlich fern — wissen sie doch, daß in Bälde der Tag erscheint, an welchem Bernhard Claus mit der Werbung um Adelens Hand vor sie hintreten wird! —

Und nicht sie allein, auch die Glücklichen selbst wissen, daß dieser bedeutungsvolle Tag nicht allzu fern ist! — Wenn sie so allein ungestört auf dem Balkon neben einander sitzen und in beredten Worten über all das Schöne und Edle sprechen, was die Welt, das Leben dem Menschen bieten — dann glüht in ihren Augen jene Sprache, welche nur die Liebe zu reden versteht — mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Wonne erkennt Adele, daß aus dem Wesen des so ernsten stillen Mannes immer mehr der Druck schwindet, welchen die unglückliche Neigung seines Herzens auf ihn ausgeübt, und mit beruhigender Zufriedenheit empfindet Bernhard, daß die Wunde seiner Seele allmälig sich ganz schließt und ihm an dieses holden Mädchens Seite ein schönes freudenreiches Leben erblühen wird! — —

Nicht weit von der stillen schattigen Allee, an deren Eingang die Rogall'sche Villa steht, dehnt sich der Stadtpark aus.

Die reizenden Anlagen, die freundlichen Wege desselben sind an diesem wunderbaren Frühlingstag von vielen Spaziergängern belebt.

Nur drei Menschen unter jenen aber sind es, welche unsere Aufmerksamkeit erregen.

Mit jugendlicher Elastizität, das Haupt nicht ohne Selbstbewußtsein erhoben, schreitet Walter Barthold einher, sein junges Weib, auf dessen Wangen sich ein frisches Roth malt, hängt an seinem Arm und in ihren Blicken glänzt die heiße heilige Liebe zu ihm, nun endlich durch Glück und Zufriedenheit belohnt.—

Bei den genügenden Beweisen, welche gegen den verhafteten Eugen Holm vorlagen, war Walter, nachdem man von seinem Aufenthaltsort Kenntniß erhalten, auf freien Fuß gesetzt worden, in der bald darauf stattfindenden erneuten Gerichtsverhandlung ward er glänzend freigesprochen. Der Staatsanwalt drückte in den wärmsten Worten sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß Walter das Opfer eines furchtbaren Mißverständnisses geworden war; die ganze Verhandlung aber bot dem Publikum und den Richtern Gelegenheit, zu erkennen, wie leicht möglich es in unserer Zeit, dem Jahrhundert der Humanität, ist, daß ein Unschuldiger, auf den unglückliche Zufälle oder raffinirte Bosheit den Verdacht der Thäterschaft eines Verbrechens lenken, zu schwerster Strafe verurtheilt wird, ohne daß auch nur eine Stimme zu Gunsten seiner sich erhebt! — Von Neuem auch hätte man Gelegenheit gehabt, zu bedauern, daß noch immer kein verpflichtendes Gesetz, um die unschuldig Verurtheilten zu entschädigen, existirt, wenn nicht Walter Barthold der einzige Erbe seines verstorbenen Vetters gewesen und so wieder in den Besitz der Hinterlassenschaft seines Vaters gelangt wäre. Im anderen Falle hätte Walter Barthold — das Opfer der Justiz — jetzt mit seinem jungen Weibe betteln gehen können!—

Das Schicksal hatte es hier anders beschlossen. Endlich sollten die so schwer Geprüften den Lohn für das, was sie erlitten, was sie mit Würde und Geduld ertragen, ernten, und wahrlich— es war ein reicher Lohn, der ihnen ward. Das sonnenhellste, ungetrübteste Glück zog ein in ihr Heim, wie mit einem Zauberschlage schien ihnen die Erde, das irdische Jammerthal, in ein Paradies verwandelt zu sein! Wie anders blaute doch jetzt der Himmel! wie anders blühten und dufteten die Blumen, wie viel herrlicher erschien ihnen der junge Frühling! Dieses Bewußtsein, diese innere Glückseligkeit strahlte deutlich in ihren Blicken, als sie jetzt Arm in Arm die lauschigen Wege des Parkes durchwandelten — glücklicher, zufriedener als ein Fürstenpaar auf glänzendem Thron!

Ein alter weißhaariger Mann mit freundlichen, vergnügt und stolz dreinschauenden Augen geht an ihrer Seite—es ist Gottlieb Naumann, welcher den Rest seiner Tage im Hause seiner Kinder, denen er ein aufopfernder Beschützer gewesen, verlebt.

Auf ihrem Spaziergange gegenüber einem langgestreckten, freundlich aussehenden Gebäude angelangt, blieben sie, jenes betrachtend, stehen.

„Ist es ein öffentliches Gebäude, Walter?" fragte Hedwig ihren Gatten.

„Ein Hospital, glaube ich," lautet dessen Antwort. Er hat die Worte aber kaum vollendet, als Hedwig ein Zittern seines Arms bemerkt.

„Was ist dir, Walter?"

„Sieh dort, Hedwig," entgegnet er in augenscheinlicher Erregung, „den Mann, der an dem Gitter des Hospitals lehnt!"

„Den Alten?"

„Ja — den, er erinnert mich an einen Menschen, dem wir Viel — ja, Alles zu verdanken haben, — ohne dessen edle Handlungsweise die Wandlung meines Geschickes unmöglich gewesen wäre! — Laß uns näher treten!"

Sie überschritten den schmalen Fahrdamm und standen nun vor dem Gitter — bei der Gestalt des Greises, welcher mit zufriedenem Ausdruck in das Grün des gegenüberliegenden Parkes schaute.—

Walter musterte das von tausend Runzeln und Falten durchfurchte Antlitz des Alten mit fieberhafter Spannung—dann trat er rasch entschlossen auf denselben zu und rief:

„Sebastian Heyne! — —"

„He?" machte der Alte und wendete sein weißes Haupt dem Rufer zu—„meint Ihr mich?"

„Ja, Euch—Euch!—Alter!—Schaut mich einmal an! Kennt Ihr mich nicht mehr?"

Eine seltsame Veränderung ging im Antlitz des Greises vor, während er seine Blicke auf Walters Gesicht ruhen ließ.

Endlich erhellte ein strahlendes Lächeln seine Züge, seine kleinen Augen erweiterten sich, er erhob seine Arme und rief zitternd:

„Herr Walter Barthold, ja, ich kenne Sie! Ach diese Freude! Wie geht es Ihnen? Sie sehen gesund aus, ganz vortrefflich? Wie geht es Ihrer lieben Frau, den Kindern? Ach, ist sie das da, die freundliche junge Dame?"

Unterdessen hatte Walter die Hand des Alten ergriffen, und es schimmerte feucht in seinen Augen, während er sprach:

„Wackerer Mann! Ihnen verdanke ich Alles! Wenn Sie nicht ein menschliches Rühren gefühlt und mich—"

„Still, still davon, sprechen wir nicht darüber. Ich verdiene keinen Dank. Sie sehen, daß mir meine Verwegenheit gute Früchte getragen. Ich habe mich von meinen paar Thalern hier bis an mein Lebensende eingekauft und befinde mich wohl und munter. Sie haben alle geglaubt, daß ich verrückt werden würde, aber es war nichts damit. Freilich, nahe daran war ich, und später noch einmal, das heißt vor Freude, als ich nämlich in der Zeitung las, daß Sie wegen einer anderen nichtswürdigen Kanaille—aber verzeihen Sie — es war ja Ihr Herr Vetter! — Nein, wie ich mich freue, wie ich mich freue!"

„Sie müssen uns besuchen, lieber Herr Heyne," nahm nun Hedwig freundlich das Wort, „recht, recht oft. Und wenn Sie erlauben, dann schicke ich Ihnen mitunter etwas zum Mittag- oder zum Abendessen her. Unser Haus liegt ja nicht allzu weit entfernt."

In den Augen des Alten standen helle Thränen. Walter aber legte über das Gitter hinweg seine Hand auf Heynes Schulter und sagte:

„Sie müssen mir versprechen, oftmals bei uns zu weilen, und wenn Sie irgend einen Wunsch haben sollten, sich an mich zu wenden. Sie sollen unser liebster Gast sein und mit mehr Ehren empfangen werden als jeder Andere. Kommen Sie noch heute, hören Sie, noch an diesem Abend. — O, dieses Wiedersehen erhöht mein Glück," wandte er sich dann an Hedwig, „es giebt mir Gelegenheit, die Pflicht der Dankbarkeit, welche ich diesem braven Manne schulde, im vollsten Maße auszuüben."

Er schlang seinen Arm um Hedwigs Schulter und zog deren Gestalt fester an sich.

„Mein theures geliebtes Weib," flüsterte er mit tiefbewegter fester Stimme, während die beiden Alten das glückliche Paar gerührten Blickes betrachteten, „wie wunderbar erwärmt doch der Sonnenstrahl des Frühlings nach den wilden schweren Winterstürmen! — Unser Winter freilich währte viele Jahre."

„Unser Frühling aber," vollendete Hedwig glückselig, „wird, so Gott will bis an unser Lebensende währen!"

(Ende.)

Gedankensplitter.

— Dein Ruf gleicht deinem Schatten, Oft geht er dir voraus, oft nach; zuweilen ist er größer, zuweilen kleiner als du.

— Mancher gelangt durch seine Sucht, sich Ruf zu verschaffen, in Verruf.

— Das Glück gleicht jenen großen Herren, die lieber freigebig sind, als ihre Schulden bezahlen.

— Erfahrung ist ein Rüstzeug, bestehend aus Waffen, die uns verletzt haben.

— Erziehen heißt den Kampf gegen sich selbst in seinen Kindern weiterkämpfen.

— **Die interessante Frage**, wie viele Schüler höherer Lehranstalten deutscherseits an dem Kriege 1870 bis 1871 theilgenommen haben, findet sich in dem jüngst erschienenen Werke des Geh. Rath Dr. Wiese „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" beantwortet. Es waren nicht weniger als 2183 Schüler, welche die Schulbank verließen, um an dem Kampfe für's Vaterland Theil zu nehmen. Die Zahl der am Feldzuge betheiligten Lehrer höherer Lehranstalten belief sich auf 409.

— **Doppelte Pflicht.** Als der kleine Albert nach dem Tode seines Bruders ungezogen war, stellt ihm seine Mutter eindringlich vor, daß er nun immer artig sein müsse, weil er ihr einziges Kind sei. „Ach," meinte der Kleine, „Mama, Du hast Recht, Otto hätte nicht sterben sollen! Es ist recht traurig für mich, für zwei Knaben artig sein zu müssen!"

— **Gute Aussicht.** „Theurer Arthur, wenn ich annehmen müßte, daß Du mich nur meines Geldes wegen nimmst, ich würde verzweifeln!" — „Beruhige Dich, Geliebte, lasse uns nur erst verheirathet sein und Du sollst sehen, wie ich mich bemühen werde, dieses lästige Geld loszuwerden!"

— **Im Bureau.** „Können Sie es sich denn nicht abgewöhnen, Herr Mayer, regelmäßig um eine halbe Stunde zu spät zu kommen?" — „Entschuldigen, Herr Chef, eben daraus, daß ich regelmäßig zu spät komme, sollten Sie doch sehen, was für ein ordnungsliebender Mensch bin."

— **Vor dem Richter.** „Angeklagter, warum gaben Sie die Banknote, welche Sie gefunden haben, nicht wieder zurück?" — „Ich habe sie zurückgegeben, Herr Richter." — „Wem?" — „Dem Verkehr."

— **Zum Vergnügen.** „Herr Director, ich hoffe, Sie werden schon mit Rücksicht darauf mein Stück geben, daß ich keine Tantiemen beanspruche. Ich schreibe meine Lustspiele nur zu meinem Vergnügen!" — „Da muß ich bedauern. Ich kann nur Stücke brauchen, die zum Vergnügen des Publikums geschrieben sind."

— **Die finanziellen und sonstigen Wirren**, in denen sich zur Zeit der König von Bayern befindet, bringen ein satirisches Wort über die in München befindlichen Denkmäler der drei Vorgänger desselben, — eine Reiterstatue, eine sitzende und stehende Figur, — im Hinblick auf den einstweilen noch denkmallosen Ludwig II. wieder in allgemein bedeutungsvolle Erinnerung. Dasselbe lautet: „Der erste reitet, der zweite sitzt, der dritte steht, und der vierte kann gehn!"

— **Erst recht nicht.** Commtesse: Wenn der Herr Graf von B. kommt, weist Du ihn ab und sagst, ich wäre nicht zu Hause. Zofe: O dann geht er erst recht nicht. Comtesse: Wieso? Zofe: Nun, er kniff mich neulich in die Wangen und fragte, ob ich ihm nicht sagen wollte, wenn Sie einmal nicht zu Hause wären.

Kein Hopfen.

Die Aussichten für eine gute Hopfenernte im mittleren New York waren dieses Frühjahr ausgezeichnet. Die Ranken wiesen im Monat Juni ein so gesundes und kräftiges Wachsthum auf, wie noch niemals. Ungefähr am ersten Juli zeigten sich die ersten Blattläuse, ihre Anzahl war jedoch nicht beunruhigend. Einige Farmer, die ihren Hopfen bis dahin nicht verkauft hatten, waren wegen Geldmangels gezwungen, ihren Vorrath zu 5 Cents per Pfund zu verkaufen, obgleich sie im vorigen Herbste 10 Cents und für die beste Sorte sogar 11 Cents für das Pfund hätten erhalten können. Früh im Juli begann dann der Preis wieder zu steigen. Schlaue Spekulanten suchten einen möglichst großen Vorrath einzulegen. Die Aussichten auf einen niedrigen Hopfenpreis hatten die Farmer veranlaßt, dem Hopfenbau dieses Jahr keine große Beachtung zu schenken, da sie nicht gesonnen waren, ihre Zeit und ihr Geld auf einen Artikel zu verwenden, der ihnen, wie sie im Voraus wußten, keinen genügenden Ertrag abwerfen würde. Um die Mitte des Monats Juli hatten jedoch die Blattläuse in Verbindung mit Mehlthau eine solche Verheerung in den Hopfenfeldern angerichtet, daß man zu der Ueberzeugung kam, man könne höchstens auf eine halbe Ernte rechnen, sogar wenn es gelingen sollte, der Verheerung sofort Einhalt zu thun. Diese Wahrnehmung schnellte den Preis für Hopfen derart in die Höhe, daß das Pfund bald nicht unter 30 Cents zu haben war. Je mehr jedoch der Preis in die Höhe stieg, desto schlechter wurden die Aussichten auf die neue Ernte. Es bemächtigte sich der Farmer die Ueberzeugung, daß unbedingt etwas geschehen müsse, um wenigstens einen Theil der Ernte zu retten. Es war jedoch schon zu spät. Als der erste August herannahte, waren die Blätter schwarz geworden nnd hingen eingeschrumpft und leblos von den Ranken herab. Die Nebenranken und Schößlinge waren gleichfalls ganz abgestorben. In neun Zehnteln aller Hopfenfelder im mittleren New York hätten die Farmer ganz ungenirt alle Hopfenstangen ausziehen und bei Seite legen können, denn es war absolut keine Aussicht da, daß sie auch nur ein Pfund Hopfen einsammeln würden. Thatsächlich ließen auch Viele die Stangen ausziehen und die trockenen und werthlos gewordenen Ranken wegschaffen.

Der immer mehr in die Höhe steigende Preis für Hopfen bewog viele Farmer, es noch einmal zu versuchen, ob es nicht möglich sei, die Blattläuse zu zerstören und dadurch wenigstens einen Theil der Ernte zu retten. Man ließ Tabaksstengel in warmem Wasser weichen und bespritzte dann mit der Lösung die kranken Pflanzen, es nahm aber zwei Männern und einem Gespann einen vollen Arbeitstag, um nur einen Acker Hopfen von seiner Plage zu befreien; außerdem mußte das Verfahren mindestens zweimal in der Woche wiederholt werden, wenn es überhaupt etwas nützen sollte.

Trotz aller Bemühungen darf die Hopfenernte in den Counties Oneida, Madison und Otsego als vollständiger Fehlschlag betrachtet werden, und auch aus den Counties Montgomery, Schoharie, Onandaga und Lewis treffen ähnliche Nachrichten ein. Die Hopfenpflanzer befürchten sogar, daß die Wurzeln des Hopfens beschädigt sind und die Pflanzungen in Folge dessen auch im nächsten Jahre keine gute Ernte liefern werden.

Oklahoma.

Die an der Grenze des sogenannten Oklahoma-Gebietes aufgestellten Bundestruppen beklagen sich, daß es ihnen sehr viel Mühe koste, die fortwährend dort eintreffenden Abenteurer von der Ansiedelung auf dem verbotenen Lande fernzuhalten. Die meisten Ankömmlinge sind waghalsige Gesellen, die sich um Onkel Sam und seine Truppen keinen Pfifferling kümmern, besonders da sie wohl wissen, daß auf sie nicht geschossen werden darf. Ein Officier erklärte neulich einem Berichterstatter:

„Was wir hier an der Grenze brauchen, ist eine etwa 200 Mann zählende Polizeimacht mit Knütteln. Hätte ich ein solches Commando, so würde ich damit ganz Oklahoma rein halten, bis die Regierung bereit wäre, das Land für die Besiedelung zu öffnen. Neulich traf ich etwa zwei oder drei Männer mit Frauen und ungefähr einem Dutzend Kinder, als sie gerade im Begriffe waren, über die Grenze zu ziehen, um sich dort niederzulassen. Ich sagte ihnen, dies sei nicht erlaubt, und sie müßten weiterziehen.

„Wo sollen wir dann hin?" fragte Einer der Männer.

„Wohin Ihr wollt," antwortete ich, „nur müßt Ihr fort von hier. Dies ist Regierungsland, und Ihr wißt es. Ihr dürft hier nicht bleiben."

„Warum nicht?" fragte der Mann.

„Weil es Regierungsland ist. Ihr müßt fort."

Die Leute luden richtig alle ihre Sachen und ihre Kinder auf ihre großen Fuhrwerke und fuhren in nördlicher Richtung davon. Wir paßten eine Weile auf sie auf und dachten dann, sie wären wirklich fortgezogen. Als wir am nächsten Tage desselben Weges einherkamen, waren die Leute richtig wieder da. „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Oberst," erklärte der Eine, „wir meinten, es sei Ihnen nicht ernst mit dem Verbot. Wir dachten nicht, daß Sie so bald zurückkommen würden. Müssen wir denn wirklich fort?"

Ich gab ihm zur Antwort, ich würde ihn verhaften müssen, wenn er sich noch einmal in der Gegend blicken lasse. Wir brachten die Gesellschaft bis an die Grenze und paßten ihr drei Tage lang auf, bis sie endlich den Beschluß faßte, ihren Plan aufzugeben.

Einige der „Buhmer" sind schlimmer, als Flöhe. Viele haben weder Frauen noch Kinder und tauchen mit großer Schnelligkeit bald hier, bald dort auf. Vor einigen Wochen stieß ich etwa 20 Meilen von der Grenze auf eine kleine Bretterhütte, die wie ein Pilz über Nacht aus dem Boden aufgeschossen zu sein schien. Ein alter Mann saß vor der Thüre, rauchte gemüthlich seine Pfeife und las in der Bibel. Auf die Thüre waren mit Bleistift die Worte gekratzt: „John Riley's Claim". Aufgefordert, den Platz zu verlassen, antwortete der Alte trotzig, er habe fünf Jahre lang im Bürgerkriege für die Union gekämpft, wenn es aber sein müsse, wolle er jetzt allein den Kampf mit Onkel Sam aufnehmen. Er erhielt trotzalledem die Weisung, in einer Woche sein Haus zu entfernen. Er gehorchte, wahrscheinlich wird er aber bald auf einem anderen Platz wieder auftauchen.

Häufig genug ereignen sich Fälle, daß es uns im Herzen weh thut, die unglücklichen Ansiedler fortweisen zu müssen. Ich wollte, das Land würde endlich einmal den Ansiedlern zugänglich gemacht werden."

In Topeka in Kansas traf neulich ein Polizist auf der Straße einen Hund, der seiner Ansicht zufolge alle Symptome der Wasserscheu aufwies. Er schoß den Hund todt, ist jetzt jedoch von dem Eigenthümer desselben auf $100 Schadenersatz verklagt worden.

Scharlachfieber.

Als vor einiger Zeit in New York das Scharlachfieber in Besorgniß erregender Weise grassirte, kam einer der hervorragendsten Aerzte der Stadt, Dr. Peters, auf die Vermuthung, das Scharlachfieber sei eine Krankheit, die nicht allein unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren vorherrschend sei. Die Vermuthung litt gerade nicht an einem übergroßen Reize der Neuheit, doch gelang dem Arzte außerdem die Feststellung, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen übelriechenden Ställen und dem Scharlachfieber unter den Menschen bestehe. Ein anderer Arzt verfiel auf die Idee, daß Scharlachfieber durch Impfung ebenso verhütet werden könne, wie die Blattern, und die medicinische Presse veröffentlichte mehrere Fälle, in welchen Patienten mit von Füllen gewonnenem Scharlachfieber Gifte geimpft wurden. Als jedoch die Epidemie in New York nachließ, wurde auch dieser Angelegenheit weiter keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und unseres Wissens ist soweit weder die Richtigkeit, noch die Unhaltbarkeit dieser Theorie bewiesen oder festgestellt worden.

Sehr zeitgemäß und interessant ist nun eine Entdeckung, welche unlängst in England gemacht wurde und die auf einer ziemlich soliden Grundlage zu ruhen scheint. Die Entdeckung lautet dahin, daß das Scharlachfieber direct von Kühen herrührt.

Bisher hatte man allgemein geglaubt, daß Milch der Träger des Scharlachfiebers von Haus zu Haus sein könne, doch nahm man dabei an, daß die Milch vorher aus einer menschlichen Quelle vergiftet worden sein müsse. Das ist eine ganz andere Idee, als diejenige, wonach das Scharlachfieber direct auf die Kuh zurückzuführen sei, wie die Blatternkrankheit, oder wie die Wasserscheu auf den Hund. Die Krankheit wurde bei Kühen unter den wohlbekannten Symptomen identificirt; es gelang, mit dem Giftstoff bei anderen Thieren dieselben Symptome herbeizuführen, und es wurde bewiesen, daß er bei Menschen in einem Grade Scharlachfieber erzeugte, daß von einem bloßen Zufall absolut keine Rede sein konnte. So weit ist man heute mit dieser Entdeckung, jedoch noch keinen Schritt weiter. Man hat den Keim der Krankheit gesehen, welche unter der Kinderwelt so arge Verheerungen anrichtet, doch das Gegenmittel hat man noch nicht gefunden. Es ist indessen selbstverständlich, daß es räthlich ist, den Kindern nur gut abgekochte Milch zum Trinken zu geben, besonders in allen solchen Fällen, wo man nicht mit Gewißheit weiß, daß die Milch von einem ganz gesunden Vieh herrührt.

Da die Angelegenheit nicht nur für Aerzte und Männer der Wissenschaft, sondern auch für die Laienwelt im Allgemeinen großes Interesse hat, so wäre es vielleicht nicht unrecht, die Art und Weise mitzutheilen, in welcher die Londoner Aerzte zu ihrer Entdeckung gekommen sind.

In diesem Frühjahr trat das Scharlachfieber in London förmlich epidemisch auf. Man stellte die üblichen Nachforschungen an, um die Ursache der Epidemie zu entdecken, bis sich schließlich herausstellte, daß besonders die Kunden eines gewissen Milcherei-Besitzers der Krankheit zum Opfer fielen. Als dem Manne sein Handwerk gelegt wurde, nahm auch die Anzahl der Erkrankungsfälle ganz bedeutend ab. Dies war ein guter Anhaltspunkt, als man jedoch die Untersuchung auf die Milcherei selber ausdehnte, schien jede weitere Spur verloren zu sein. Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen konnte man dort keinen einzigen Fall von Scharlachfieber entdecken, und die Kühe schienen sich sämmtlich einer guten Gesundheit zu erfreuen. Ihre Temperatur war normal und ihr Appetit gut.

Die scharfsehenden Augen der Aerzte fanden jedoch einige kleine Pusteln auf den Eutern einiger Kühe und bemerkten gleichzeitig, daß bei diesen Kühen das Haar auf dem Rücken und auf dem Schwanz verkümmert aussah und in der Haut nicht festsaß. Die Thiere wurden sofort getödtet, und da stellte es sich heraus, daß ihre Lungen, ihre Leber und ihre Nieren sämmtlich ganz eigenthümliche Krankheitssymptome zeigten. Es war offenbar, daß das lose Haar und die Pusteln auf den Eutern der Kühe nur örtliche Merkmale einer Krankheit waren, welche das ganze System durchdrungen hatte, ähnlich wie im Scharlachfieber bei dem Menschen die rothen Flecken auf der Haut die äußeren Anzeichen der innerlichen Krankheit sind. Der nächste Schritt der Aerzte bestand darin, mit dem Stoff, der sich in den auf dem Euter befindlichen Pusteln vorfand, Impfversuche anzustellen. Man impfte einige Meerschweinchen, doch schlug bei ihnen der Versuch fehl. Besser gelang es mit Hunden. Von drei geimpften erkrankte der eine; auch ein Kalb fiel gleichfalls der Ansteckung anheim und verendete. Man stellte mit den Cadavern der verendeten Thiere eine sorgfältige Untersuchung an, welche ergab, daß sie wirklich dem Scharlachfieber erlegen waren.

Der Schritt vom Thiere zum Menschen beruht allerdings nicht auf der bloßen Aehnlichkeit der Symptome, doch sind die Aerzte mit den von ihnen erzielten Beweisen vollständig zufrieden gestellt. Es war für sie vollkommen genügend, daß viele Menschen, die aus jener Milcherei ihren Bedarf an Milch bezogen hatten, dem Scharlachfieber zum Opfer gefallen waren.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß nach Ansicht der Aerzte die Milch in den Eutern sogar der kranken Thiere vollständig gesund war und nur beim Melken dadurch inficirt wurde, daß giftige Keime von der Außenseite des Euters mit in die Milch hineingemelkt worden waren. Diese Keime vervielfältigten sich dann auf erstaunlich schnelle Weise, wie die Aerzte, die den Proceß überwachten, sich genau zu überzeugen die Gelegenheit hatten. Sie sahen, was sie einen Streptococcus nennen, einen kettenartigen Keim, und sie cultivirten ihn in reiner Milch mit einer ebenso großen Sicherheit, wie man Pflanzen aus Samenkörnern züchtet.

Ein amerikanisches Blatt macht zu obigen Angaben folgende Bemerkungen: „Es ist traurig, das Eingeständniß ablegen zu müssen, daß ausländische Aerzte mit dieser Entdeckung den unsrigen zuvorkommen sind, es gewährt uns jedoch Vergnügen, ihre Namen — Power und Klein — niederzuschreiben in der Hoffnung, daß wir bald Gelegenheit haben werden, an ihre Seite den Namen eines Amerikaners zu stellen, der sich ihrer Gesellschaft als würdig erweist. Wer von unsern Männern der Wissenschaft will es zu Stande bringen, den tödtlichen Keim derart abzuschwächen, daß es möglich sein wird, damit zu impfen? Den Besieger des Scharlachfiebers erwartet Ruhm und Ehre!

Im Jersey City hat sich John Burke von Union Hill, der als „unordentliche Person" zu 30 Tagen Countygefängniß verurtheilt worden war, zu Tode gehungert. Vom ersten Tage seiner Ankunft daselbst an hatte er sich beharrlich geweigert, Etwas zu genießen, und als neulich der Wärter die Runde machte, fand er, daß Burke in seiner Zelle im Sterben lag. Ehe ärztliche Hilfe herbeikam, war der Mann bereits todt.

Eine Indianer Sage.

Jedesmal, wenn ein Oregon-Dampfer die Stelle passirt hat, an welcher die Flüsse Willamette und Columbia sich in einander ergießen, eilt jeder Tourist an Bord auf das Sturmdeck. Die Aussicht von diesem Punkte ausbietet ein Schauspiel dar, wie es sonst nirgends in den Ver. Staaten gesehen werden kann. In einem Umkreise von 150 Quadratmeilen sind die Flüsse Willamette und Columbia sowie die Bergriesen Mount Hood, St Helen, Vanier, Adams, Jefferson und Twin Brothers sichtbar. Alle diese Berge ragen in die Region des ewigen Schnees weit hinaus. Nur sehr wenige Menschen, denen es vergönnt ist den großartigen Anblick dieser wildromantischen Gegend zu bewundern, kennen folgende, von den Indianern erzählte Sage:

Es gab früher einmal eine Zeit, in welcher Alles hier anders aussah, als jetzt. Keine Berge hoben ihr schneebedecktes Haupt gen Himmel empor, keine Menschen waren geboren, um über dieses Land zu herrschen. Eines Tages hatte die Erde große Erschütterungen zu bestehen. Riesige Oceanwogen wälzten sich über das erbebende Land, und das Echo des Gebrülls, mit welchem sie sich an den ihren Lauf hemmenden Klippen zerschlugen, hallte weit in das Land hinaus. Dabei tobte und wüthete ein furchtbarer Sturm durch die endlosen Wälder. Schwarze Wolken verbreiteten überall Finsterniß, und der Erdboden hob sich in die Höhe. Zuletzt trat tiefes Schweigen ein. Dann erhob sich der Sonnengott, um seinen neugeborenen Sohn am Busen der Mutter Natur ruhen zu sehen. Es war der Mount Hood mit seiner stolzen Miene; voller Risse und Narben, doch großartig in seiner Gesammterscheinung, und er blickte wie mit Verachtung auf die kleinen Hügel zu seinen Füßen hinab.

Dann verfiel die Erde in krampfhafte Zuckungen und gebar unter Donnergetöse einen zweiten Sohn, den Mount Adams. Mit erhabenem Schweigen, eingehüllt in ein weißes Gewand, majestätisch wie ein Berggott, blickte er auf die ihn umgebenden Thäler hernieder und auf den hochmüthigen Hood fern im Süden mit kühler Gleichgiltigkeit.

Dort ragten in langer Einsamkeit die Brüder in die Höhe. Aeonen zogen vorüber. Die Urwälder starben dahin und sanken in den Schooß der Mutter Erde. An ihrer Stelle wuchsen neue Waldungen empor; die nimmer rastende Meeresfluth grub im Ufer neue Buchten aus und schüttete alte wieder zu.

Ein sanfter Zephyr wehte über die träumenden Fichtenwälder und die Sterne sandten ihr mildes Licht auf die Erde hinab, als aus dem Busen der Mutter sich ihre Tochter erhob, die schöne St. Helena. Rund, graziös und von göttlicher Reinheit, hob sie ihr zartes Haupt in die Höhe, um auf den grünen Gürtel zu ihren Füßen zu blicken. Adams und Hood blickten auf ihre lieblichen Formen, und ihr Herz entbrannte in süßer Leidenschaft. Jeder las die Gedanken des andern Bruders und erkannte seinen Gegner. Haß, Eifersucht und wilder Zorn bemächtigte sich Beider. Dem Mount Hood kochte Feuer durch seine Adern. Vulkanischer Zorn machte seine Formen erschüttern, glühende Schwefelströme ergossen sich aus seinem Innern, und feurige Fluthen breiteten auf der Welt ihm zu Füßen Tod und Verderben aus.

Mount Adams antwortete mit herausforderndem Gebrüll und warf Felsen und Steine in dichten Massen weit in die Luft hinaus. Ein wüstes Chaos entstand. Die Felsmassen verbreiteten Tod unter allen Thieren, auf welche sie herniederfielen, und stürzten mit schrecklichem Getöse in die tobende See hinein, welche aus Mitgefühl tief aufseufzte. So kämpften die beiden feindlichen Brüder dreitausend Jahre lang, und hörten nicht eher auf, als bis die Mutter Natur die Rolle einer Vermittlerin übernahm. Sie sammelte alles Wasser aus ihren Seen, die sie weiter im Binnenlande hatte, ließ die Seen trocken liegen und bildete den Fluß Columbia, welchen sie seine Wogen heranrollen ließ, um die kämpfenden Gegner von einander zu trennen.

Als dann die Sonne zur Rüste ging, wandte sich St. Helen mit einem leisen Anflug von Schamröthe auf ihrer schneeweißen Stirn dem Mount Adams zu. Fortan war sein Zorn gestillt, und an Stelle desselben bemächtigte sich seiner eine tiefe, innige, freudige Ruhe.

Mount Hood, eingehüllt in düsteres Schweigen, nährt in seinem Innern das im Verborgenen glühende Feuer — und wartet.

Soweit die Indianer-Sage.

Luftballons.

Gelegentlich der aus Europa eingetroffenen Nachricht, daß es neulich zwei französischen Luftschiffern gelungen sei, mit einem lenkbaren Luftschiff die Fahrt von Cherbourg nach London zurückzulegen, fängt die Tagespresse an, sich einmal wieder eingehend mit der „Luftballon-Frage" zu beschäftigen. Im Allgemeinen fallen die Urtheile über die Rolle, welche sogar vollständig lenkbare Ballons in der Culturentwicklung der Menschheit spielen könnten, sehr kühl aus. Man ist der Meinung, daß das lenkbare Luftschiff zu spät kommt, um noch für die Menschheit von besonders großem Werthe zu sein.

Bis jetzt war der Luftballon wenig mehr, als ein sehr kostspieliges und sehr gefährliches Spielzeug. Es ist kaum wahrscheinlich, daß er sich zu einer höheren Rolle erheben wird. Das Reisen per Luftballon wird wahrscheinlich stets ein theurer Luxus sein, den sich nur die reichen Leute werden erlauben können. Ein Ballon, der im Stande ist, vier Personen zu tragen, kostet ebenso viel, wie ein Schiff oder ein Eisenbahnwaggon, der im Stande ist, hundert Passagiere zu befördern. Außerdem ist es selbstverständlich, daß ein Luftballon nicht so lange gebraucht werden kann, wie ein Schiff oder ein Eisenbahnwaggon. Er könnte kaum so viele Monate benutzt werden, wie sie Jahre. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß die Luftschifffahrt stets mit großen Gefahren verknüpft sein wird. Ein so zerstörbarer Stoff, wie die dünne Bekleidung des Ballons, kann leicht Risse oder anderweitige Beschädigungen bekommen, die dann gewöhnlich ein unglückliches Ende der Fahrt zur Folge haben. Ein Funke von dem zur Erzeugung der nothwendigen Bewegungs- und Lenkungskraft erforderlichen Feuer kann leicht das Gas im Ballon in Flammen setzen.

Es herrscht darüber kein Zweifel, daß eine Luftfahrt ihre angenehmen Seiten hat. Es gibt da kein Gerüttel, keinen Staub, kein Geräusch. Der lenkbare Ballon mag zu Vergnügungsfahrten mit Erfolg benutzt werden und seinen Eigenthümern einen guten Gewinn abwerfen. Es wird vielleicht die Zeit kommen, daß Jedermann, der das nothwendige Geld in der Tasche hat, sich ein Billet für eine Luftfahrt ebenso wird kaufen können, wie für die Fahrt mit Schiff oder Eisenbahn. Doch ein wirkliches Beförderungsmittel von Passagieren und Frachten nach fernen Gegenden hin wird der Luftballon schwerlich jemals werden.

— **Orchesterwitz.** Dem Violinisten Fiedler ist eines Abends wiederholt die E Saite gesprungen. Sie sind ja der reine Ehbrecher! meinte ein Kollege.

Die Ertrinkungs-Saison.

Die Saison der Ertrinkungen hat sich dieses Jahr ungewöhnlich frühzeitig eingestellt und „verspricht" recht lange anzudauern. Aus allen Theilen des Landes werden zahlreiche Ertrinkungsfälle angemeldet. Es ist nur ein Wunder, daß sie nicht noch zahlreicher vorkommen. Es sind gewöhnlich nicht die Matrosen, Fischer oder Fährleute, welche durch Umkippen ihrer Boote den Tod in den Wellen finden, sondern fast durchweg Vergnügungssüchtige, die sich dem nassen Element ohne genügende Vorsicht anvertraut hatten.

In den Monaten Juli und August begeben sich die meisten Menschen, die im Stande sind, über genügende Zeit und über einen entsprechenden Geldbeutel zu verfügen, auf eine Ferienreise, vorzüglich nach solchen Gegenden hin, wo sich ihnen Gelegenheit bietet, gute Badeplätze und kühlen Waldesschatten zu finden. Die Farmer spannen ihre Pferde an und schlagen irgendwo an einem lauschigen Platze im Walde ihr Lager auf; die Städter steigen in den Eisenbahnwagen oder in die Kutsche, um in ländlichen Hotels oder Kosthäusern die Sommerfrische zu genießen. Leute, die zu alt oder zu jung sind, um eine lohnende Beschäftigung zu betreiben, sowie reiche Frauen, die daheim nichts zu thun haben, begeben sich in die Bäder, um dort den Sommer zuzubringen. Viele an geschwächter Gesundheit leidende Personen beider Geschlechter bringen die „heiße Saison" an der Meeresküste oder an dem Ufer eines Sees oder Flusses zu. Das Wasser sieht so einladend aus, daß sie einen großen Theil ihrer Zeit mit Baden, Bootfahren oder Fischen zubringen. Nur wenige von ihnen können schwimmen, und noch wenigere sind im Stande, ein Segelboot zu lenken. Manche haben sogar keine Idee davon, wie man in einem einfachen Boote ein Ruder handhaben muß. Und doch wagen sich Alle auf das Wasser hinaus, als ob sie junge Enten wären. Knaben und Mädchen, die in früheren Jahren keine Gelegenheit hatten, sich dem Vergnügen des Bootfahrens und Fischens hinzugeben, suchen jetzt die „verlorene Zeit" durch übergroßen Eifer wieder einzuholen. Sie fischen am Morgen und Abends im Dämmerschein, suchen nach dem Frühstück Lilien auf dem Wasser, baden vor dem Mittags- und vor dem Abendessen und fahren Nachmittags auf den Booten herum.

Ueberall, wo sich derartige „Touristen" aufhalten, gibt es eine Menge Boote, deren Eigenthümer mit ihrem Vermiethen an die fremden Gäste ein einträgliches Geschäft betreiben. Leute, die noch nie in einem Boote gesessen hatten, miethen sich einen solchen Kahn und fahren, unbesorgt wie Kinder, in das tiefe Wasser hinaus; junge, unerfahrene Burschen veranstalten Wettrudern, wobei oft die Boote auf einander stoßen; junge Mädchen setzen sich beim Dutzend in einen Kahn und bringen bei dem Haschen nach einer Blume das Fahrzeug zum Umkippen, und die natürliche Folge sind die zahlreichen Ertrinkungs Unfälle, von denen es jeden Tag in den Zeitungen wimmelt. In der Regel ist nie ein anderes Boot in der Nähe, um den Verunglückten zur Rettung zu kommen. Es könnte viel Elend und Unheil verhütet werden, wenn die „Sommerfrischler" nur nicht die einfachsten Regeln der Vorsicht außer Augen lassen wollten.

Eine Prügelei unter Schauspielerinnen.

Francisque Sarcey erzählt in der „France" eine Geschichte von Sarah Bernhardt, welcher wir bereits in der „Germania, Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien" begegnet sind. Das am 26. Juni in S. Paulo ausgegebene Blatt berichtet: Am 25. Mai wollte (in Rio) die Schauspielerin Madame Noirmont einen ihr gehörigen Koffer aus dem Toilettezimmer des Theaters durch einen Burschen nach Hause tragen lassen; Sarah hatte aber den Jungen unterwegs abfassen und nöthigen lassen, den Koffer wieder ins Theater zu bringen. Darüber von Mad. Noirmont zur Rede gestellt, beschuldigte sie öffentlich im Theater ihre Kollegin, sie sei eine Spitzbübin und habe die ihr abhanden gekommenen Sachen gestohlen. Die Beleidigte wußte sich im Moment nicht anders zu revanchiren, als der großen Sarah einige saftige „Watscheln" ins Gesicht zu appliciren, wurde aber dann von Sarah und ihren Begleitern wieder geschlagen. Sarah fuhr nun zum Polizeidelegado des I. Distrikts und beklagt sich, ihr folgte auch Mad. Noirmont in Begleitung einiger Polizisten. Nachdem die beiden streitenden Theile mit großer Mühe dem Subdelegado die Sache dargelegt, wobei stets beide Schauspielerinnen und ihre miterschienenen Zeugen zu gleicher Zeit sprachen, und der Hr. Subdelegado durch den Dolmetscher der Mme. Sarah sagen ließ, sie möge noch ein wenig warten, um das Protokoll zu unterzeichnen, rief sie: „Vous etes des brutes, je m'en vais....." (d. h. ungefähr: Ihr seid ein rohes Volk, ich gehe meiner Wege), und stand auf, bestieg ihren Wagen und fuhr von dannen. Die Theaterunternehmer Ciacchi und Gran leisteten provisorische Bürgschaft für Mad. Noirmont und die ganze Gesellschaft wurde vom Subdelegado entlassen. Mit diesem ersten Auftritt war aber die Geschichte noch nicht zu Ende, denn während der nun folgenden Vorstellung im Theater, nach Beendigung des 4. Aktes wurde Madame Noirmont plötzlich von Sarah Bernhardt angegriffen und ihr mit einer Peitsche 4 Hiebe versetzt. Als die Angegriffene fliehen wollte, wurde sie von dem Sohne der Sarah, Mauricio Bernhardt, und von deren Secretär, Garnier, daran verhindert, und sie wäre noch ärger gemißhandelt worden, wenn andere Schauspieler sich nicht in's Mittel gelegt und Madame Noirmont beschützt hätten. Aber auch mit dieser Heldenthat war der Rache der großen Künstlerin noch nicht genügt. Am folgenden Tage, Nachmittags 3½ Uhr, ging Madame Noirmont durch die Rua do Theatro, als der junge Mauricio Bernhardt und eine andere Person, welche als der „Cousin der Sarah Bernhardt" bekannt ist, ihr begegneten, und „Cousin" dem Sohne der Sarah sagte: „Voila cette ordure, crachez-lui au visage" (ungefähr: da kommt das schmutzige Frauenzimmer, spuck ihr in's Gesicht), worauf Madame Noirmont dem „Cousin" für diese Beleidigung sofort zwei schallende Ohrfeigen gab und dem jungen Mauricio ihren Sonnenschirm um den Kopf tanzen ließ. Als der Straßenkampf noch hitziger zu werden drohte, legte sich das Publikum in's Mittel und trennte die Kampflustigen.

Im nördlichen Dakota treten gegenwärtig Straßenräuber mit großer Frechheit auf. Einem Farmer Namens John Powers, der neulich mit Groceries aus Grand Fork heimkehrte, wurde von einem solchen Wegelagerer Alles, was er mit sich hatte, geraubt.

Der jüngste Prediger in der Welt ist aller Wahrscheinlichkeit nach der 12jährige Baptist J. E. Bill, welcher vor einer großen Versammlung andächtiger Zuhörer in St. Martins in Neu Braunschweig eine Predigt hielt. Der Bill hat einen Baptistenprediger zum Vater.

Wilde Hunde in Atlanta.

Man kann Pferde, Elephanten, ja sogar Kameele dazu kriegen, daß sie im Gewühl der Schlacht fast ebenso feurig und muthig auftreten, wie ihre Herren, die Menschen, dagegen ist es noch niemals gelungen, einen Hund an das Getöse und Lärmen einer Schlacht zu gewöhnen. Das Zischen der Kugeln und der Pulverdampf haben für die Hunde etwas so Unheimliches, daß sie daran förmlich zu Grunde gehen.

Während der Belagerung von Atlanta hatten die Hunde einen schweren Stand. Es gab damals Tausende von Hunden in der Stadt, und als in ihr Schmalhans Küchenmeister wurde und sich die Nothwendigkeit herausstellte, die Rationen an Lebensmitteln zu verkleinern, da waren die Hunde die ersten, die darunter zu leiden hatten. In vielen Fällen wurden sie von ihren Eigenthümern verstoßen und gezwungen, sich selber ihre Nahrung zu suchen.

Das stete Kriegsgetümmel griff ohnehin das gesammte Hundegeschlecht in der Stadt derart an, daß gegen das Ende der Belagerung fast jeder Hund in der Stadt entweder halb toll oder dem Verrecken nahe war. Die unglücklichen Viehcher suchten Schutz unter den Häusern oder in bombensicheren Löchern, klemmten bei jedem ungewöhnlichen Geräusch den Schwanz zwischen die Beine und heulten ganz jämmerlich. Die kühneren Köter machten verzweifelte Versuche, über die Festungsgräben und Wälle mitten durch beide Armeen hindurch sich zu retten, und blieben nicht eher stehen, als bis sie sich im Schutze der nahen Wälder befanden.

Es wurde noch schlimmer, als Shermans Armee in Atlanta einzog. Die Bürger wurden mit einer so großen Eile davongetrieben, daß sie keine Zeit hatten, an ihre Hunde zu denken oder sich um Mittel für ihre Weiterbeförderung zu kümmern. Die Zerstörung der Stadt durch Feuer und die darauffolgende Schreckenswirthschaft thaten ein Uebriges, so daß schließlich kein einziger Hund mehr in der Stadt zu finden war.

Diese unschuldigen Opfer der Verheerungen des Krieges hatten in dem rauhen Winter von 1864 zu 1865 einen sehr harten Stand. Ihr Elend veranlaßte sie, sich gruppenweise zusammenzuthun, und es war kein seltener Anblick, ihrer zehn bis zwölf in einem Haufen von Ort zu Ort ziehen zu sehen. Sie verwilderten ungeheuer schnell, und es dauerte kein halbes Jahr, als man sich schon viele abenteuerliche Geschichten über die „wilden Hunde von Atlanta" erzählen konnte. Sie näherten sich in ihrer Lebensweise vollständig den Wölfen und Schakalen, verloren jede Spur ihrer früheren Zähmung, erreichten eine riesige Größe und hatten wildblickende Augen und gefährlich aussehende Krallen an ihren Tatzen.

Manchmal überfiel ein Rudel solcher Hunde eine Farm und richtete unter den Schweinen und unter dem Geflügel große Verheerungen an, wobei auch häufig Menschen angefallen wurden. Es kostete ungeheure Mühe und viele Flintenkugeln, ehe es gelang, sie zu vertreiben. Manchmal setzten sie ein einsames Gehöft vollständig in Belagerung, so daß kein Mensch es wagen durfte, dasselbe zu verlassen. Sogar auf ganze Ortschaften wagten sich die Hunde und zwangen die Einwohner, sich in ihren Häusern zu verschließen. Damals verschwanden spurlos viele Neger, und aus ihren Skeletten, die man später auf den Feldern fand, konnte man ersehen, daß sie trotz verzweifelter Gegenwehr den wilden Hunden zum Opfer gefallen waren.

Als im Frühjahr 1865 einige wenige Flüchtlinge nach Atlanta zurückkehrten, hatten sie um den Besitz der Ruinen mit den wilden Hunden erbitterte Kämpfe zu bestehen. Aus jedem Trümmerhaufen sprangen die wilden Thiere hervor und verschonten weder Mann, noch Frau oder Kind mit ihren Angriffen. Es war damals sehr gefährlich, eine Fahrt in das Land zu wagen. Die wilden Hunde stürzten sich sogar bei hellem Tageslichte auf die Pferde und suchten dieselben zu zerreißen.

Nachdem die Hunde aus Atlanta ihrem wilden Leben einmal Geschmack abgewonnen hatten, war es nicht mehr möglich, sie wieder zu zähmen. Man hatte vor ihnen nicht eher Ruhe, als bis sie in förmlichen Treibjagden sämmtlich von dem Erdboden vertilgt waren. Ihre Stelle nehmen jetzt in Atlanta andere Hunde ein, ein neues Geschlecht, welches sich rühmen kann, in „Zucht und Sitte" aufgewachsen zu sein und mit seinen blutdürstigen Vorgängern nichts gemein zu haben.

Zur Bewässerung Californiens.

Der bekannte Schriftsteller Joaquin Miller veröffentlich in der Tagespresse eine Zuschrift, in welcher er dringend empfiehlt, den Sacramento-Fluß oberhalb von Redding in Shasta-County aus seinem Bette derart zu lenken, daß man mit ihm auf künstlichem Wege das ganze Sacramento-Thal bewässern könne. Er behauptet, der riesige Plan werde sich ganz leicht ausführen lassen und von den segensreichsten Folgen begleitet sein. Das Sacramento-Thal werde alsdann an Fruchtbarkeit mit dem alten Egypten, der Kornkammer Italiens, wetteifern. Man sei es gewohnt, ihn in Californien als einen Menschen zu verlachen, der zu sehr mexikanischen Ideen huldige, und nur zu sehr sei man geneigt, seinen Ableitungsplan als ein Hirngespinnst zu bezeichnen, und doch zeige schon der Unterschied zwischen dem trockenen Sacramento- und dem künstlich bewässerten San Joaquin-Thal an, welch ein Segen eine gut geleitete Bewässerung für Californien sein könne.

Seit vierzig Jahren hätten die Amerikaner auf eine wahrhaft thörichte Weise die Art der mexikanischen Landwirthschaft bekämpft. Sie wären stets von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Natur schon selber für hinreichenden Regen Sorge tragen werde. „Ich habe," so erzählt Joaquin Miller, „einmal einen Prediger gehört, der von der Kanzel aus die Behauptung vertrat, daß es sündhaft sei, Land künstlich zu bewässern. Er nahm zu seinem Thema die Bibelstelle: „Gott sendet seinen Regen sowohl den Gerechten als auch den Ungerechten." Und so blicke ich heute 300 Meilen weit südlich und sehe ein gebräuntes, unter den heißen Sonnenstrahlen glühendes Land, während die unglücklichen Ansiedler unter 104 Grad im Schatten schwitzen! Keine Spur von Grün, außer die alten, feierlichen Eichen, welche das grenzenlose Gebiet umsäumen und den Schafen, Rindern und Schweinen ein Obdach gewähren. Viele dieser Thiere müssen elend umkommen, und doch ist das Thal nur spärlich besiedelt. Lenkt den Sacramento hier oberhalb von Redding aus seinem Bett und laßt ihn hinunterfließen, damit er das „hungrige Mondthal" mit Segen und Fruchtbarkeit fülle!"

— **Folgendes Product der Sauregurkenzeit** hat sich in den Spalten der „A. A." häuslich niedergelassen: Die Schwalben haben auf dem blechernen Schirm der Petroleum-Hängelampe im Empfangszimmer des Bahnhofs zu Westererringen gebaut und fünf Junge ausgebrütet, — vielmehr hat die Petroleumflamme solche ausgebrütet, welche während der Nacht brennt, was die Schwalben, gemüthlich auf dem Rahmen des Spiegels sitzend, beobachteten!

Verschiedenes.

— **Das „Braunschweiger Tageblatt"** berichtet unter dem 27. Juli: Ein sehr bedauerlicher Vorfall, über den die abenteuerlichsten Gerüchte in der Stadt schwirren, hat sich gestern Nachmittag auf dem Großen Exercierplatze zugetragen. Ein Seconde-Lieutenant vom 67. Infanterie-Regiment, welcher seit längerer Zeit von hochgradiger Nervosität heimgesucht ist und erst in diesem Jahre zur Milderung dieses Leidens einen mehrmonatlichen Urlaub zu nehmen gezwungen war, begab sich gestern Nachmittag, gefolgt von einem einzelnen Füsilier des Regiments, nach dem bezeichneten Platze und ließ den Mann exercieren und tirailliren, und zwar in einer Weise, daß darüber im anwesenden Publikum Entrüstung laut wurde. Das hatte einen handgreiflichen Conflict mit dem Officier zur Folge, wobei der letztere, nachdem er einen Arbeiter unbedeutend mit dem Degen verletzt hatte, den Kürzeren zog und schließlich von herbeigeeilten Kameraden vom Schauplatz des bedauerlichen Auftrittes hinweggeführt ward. Daß der Letztere, welchen die Kameraden des Betroffenen nur aus der oben erwähnten übergroßen Nervosität und Excentricität sich zu erklären vermögen, auf das bekannte gute Einvernehmen zwischen Militär und Civil unserer Stadt ohne jeglichen trübenden Einfluß bleiben wird, braucht wohl kaum betont zu werden. Die Untersuchung dieses Falles ist nach jeder Seite hin eingeleitet.

— **In Darmstadt ist am 30.** Juli ein in seinen Folgen fast an einen Eisenbahnunfall erinnerndes Unglück passirt, dessen Opfer allseitig auf's Lebhafteste bedauert werden. Prof. Brauer vom Polytechnikum wollte mit 10 Studenten eine Excursion nach dem Griesheimer Schießplatz unternehmen, wozu ihm die dortige Artillerie ein Break stellte, welches ein Soldat fuhr. Vor der Technischen Hochschule aufgestiegen, war man kaum 10 Schritte gefahren, als die Pferde scheuten und in rasender Eile die abfallende Straße hinunter und um die Ecke der Karls- und Schulstraße jagten. Hier, vor dem Hotel zum „Prinzen Karl", merkten die Insassen, die bisher an sich nur glaubten, daß der Kutscher so schnell führe, daß der Wagen sich auf die eine Seite legte; sie sprangen schnell auf die andere, um das Gleichgewicht herzustellen; doch es fiel der Wagen nach dieser Seite um und warf sämmtliche Insassen so wuchtig auf das Trottoir, daß sie wie betäubt liegen blieben. Sie waren alle — mit Ausnahme des Kutschers — mehr oder weniger verletzt, fünf so schwer, daß sie vom Platze getragen werden mußten. Professor Brauer selbst hat eine bedeutende Verletzung am Kopfe; er liegt vorläufig noch mit dem Studenten Nißle, der eine ähnliche Wunde aufwies, im „Prinzen Karl". Zwei Herren aus der Gesellschaft, die Studenten Kloß und Winter, haben dagegen innere Verletzungen davongetragen und mußten in das Hospital übergeführt werden. Student Beck hat einen Bruch des Handgelenks und Student Roos einen Armbruch erlitten, die Uebrigen sind mit leichteren Verletzungen davongekommen. Eine bestimmte Schuld an dem beklagenswerthen Unglück ist Niemandem beizumessen.

— **Aus Rastatt wird der „F. Z."** geschrieben: Ueber die Flucht des Lieutenants a. D. Hellwig, der vor einem halben Jahre im Duell den Premierlieutenant Sachs in Konstanz erschoß, erfahre ich folgendes Nähere: Hellwig, der dem Amtsberichte unterstand wie alle hier internirte Festungsgefangene — aus diesem Grunde kann von einem Abgeben des Ehrenwortes nicht die Rede sein — hatte vor einigen Wochen an das Justizministerium ein Urlaubsgesuch eingereicht. Da der Entscheid über dasselbe dem Hellwig zu lange ausblieb, zog er es vor, sich heimlich zu entfernen, und zwar auf eine ziemlich raffinirte Weise. Er ließ sich am Abend noch die Petroleumlampe frisch füllen, schlich sich aber, nachdem dies geschehen, auf den Corridor, der nach dem letzten Besuch des Gefangenaufsehers geschlossen wird, und versteckte sich außerhalb desselben. Dort blieb er so lage versteckt, bis die Familie des im ersten Stock wohnenden Gefängniß-Aufsehers schlief, ging dann in die Küche, holte sich dort den Thorschlüssel, den die Frau des Gefängnißwärters im Gebrauch hat, und verließ das Schloß. Von da aus ist Hellwig höchstwahrscheinlich nach Oos gegangen, um den Frühschnellzug in die Schweiz zu benutzen. In einem Brief an den Oberamtsrichter seinem hiesigen Vorgesetzten bemerkt circa sechs Wochen wiederkommen werde. Als gewiß anzunehmen ist, daß Hellwig zu der Frau Sachs gefahren ist, wegen der bekanntlich das unglückselige Duell stattfand und mit der Hellwig auf der Festung im regsten Briefwechsel stand. Das Komische bei dieser ganzen Fluchtgeschichte ist, daß zwei Tage nach der Flucht die Urlaubsgenehmigung vom Ministerium eintraf.

— **Eine entsetzliche Tragödie** hat sich in einer italienischen Künstlerfamilie abgespielt. In Barcellona, einem Orte in Sizilien, gastirt gegenwärtig die Operettengesellschaft des Impresario Raffaele Tomba, welcher auch die bildhübsche und talentvolle Sängerin Maddalena Gattini angehört. Dieselbe hatte ihren dreizehnjährigen Bruder und ihre Mutter bei sich, welch' Letztere schwer und hoffnungslos erkrankt war. Die Familienmitglieder hingen mit innigster Liebe aneinander, und der traurige Zustand machte die Familie sehr unglücklich. An einem Abend, als die Pflicht die junge Sängerin ins Theater zur Vorstellung gerufen hatte, verschlimmerte sich der Zustand der kranken Mutter plötzlich derartig, daß der Tod jeden Augenblick zu erwarten war. Von Verzweiflung übermannt, ergriff der junge Gattini einen Revolver und tödtete sich am Bette der bereits bewußtlosen Mutter, die ihrem Sohne nach kaum einer Stunde in den Tod nachfolgte. Als Fräulein Gattini aus dem Theater nach Hause kam und das Entsetzliche erfuhr, wurde sie irrsinnig. Die Theilnahme der Stadt an dem Schicksale der beliebten Sängerin äußerte sich sofort in einer reichlich ausgefallenen Subskription, welche die Begräbnißkosten deckte und die Ueberführung der unglücklichen Sängerin in eine Heilanstalt ermöglichte.

— **Auf dem Großglockner**, wo kürzlich erst Markgraf Pallavicini in so trauriger Weise ums Leben gekommen ist, ist ein neuerlicher schrecklicher Unglücksfall vorgekommen. Zwei Touristen brachen am 26. v. von Kolm Saigurn in Rauris nach dem Hüttwinkelthal mit Führern auf, um den Uebergang über die Goldzechscharte nach Heiligenblut auszuführen. Ihnen schloß sich eine Gesellschaft von fünf Personen ohne Führer an. Nachmittags 1 Uhr bei dem Abstieg auf dem schmalen Felsensteig über den sogenannten Gaisrücken unterhalb Seebichelhaus im kleinen Fleißthal wollte eine Dame, Fräulein Pauline v. Sonklar aus Innsbruck, wahrscheinlich Edelweiß pflücken, glitt aus und stürzte über den Felsen 130 Meter tief hinab. Man fand sie unten mit zerschmettertem Kopfe todt. Der Leichnam wurde von herbeigeholten Heiligenbluter Führern in ein Leintuch gewickelt und nach Heiligenblut gebracht. Dort wurde die Verunglückte im gleichen Lokale, wie die Führer der Glocknerwand-Katastrophe, aufgebahrt.

Französische Ungalanterieen in deutschen Reimen.

Von Friedrich Herm.

Hat ein Mann die Wahl
Zwischen gleichen Frauen,
Wird er lange schwanken,
Hin- und herwärts schauen;
Aber hat die Frau
Zwischen Männern Wahl,
Nimmt sie — all' zusammen
Ohne lange Qual!

Willst Uebles du von Frau'n in ihrem Beisein reden,
Darfst nicht ihr ganz Geschlecht du steinigen.
Nein, wenn du schlau bist und willst ihren Beifall ernten,
Sprich Schlechtes nur von Einigen!

Wenn je zwei Frauen man befreundet
Und traut beisammen und still fand,
So lasse man sich nur ja nicht täuschen:
Das ist nur ein Waffenstillstand!

Eine Tugend haben Weiber,
Das muß man gestehen;
Offen sind sie, wenn sie Fehler
Bei 'ner Andern sehen.

— **Der pflichttreue Möppel.** Lieutenant F. muß eilig fort und beauftragt seinen Burschen, ein Packet an seine Braut zu adressiren. Der kluge Möppel erfüllt den Befehl auf das Gewissenhaftigste. In Folge dessen erhielt Fräulein Bertha zu ihrer Ueberraschung ein Packet: Fräulein H. Bertha Cannstadt, Absender Sebastian Möppel. Herzlichen Gruß und Kuß. Brief folgt.

— **Unzureichendes Mittel.** Pfarrer: Hintzpeter, Ihr seht so übel aus seit einiger Zeit, was fehlt Euch nur?—Hintzpeter: Ach Gott, Hochwürden, ich kann schon seit einem halben Jahre nicht mehr ordentlich schlafen.— Pfarrer (tröstend): Es wird schon wieder besser werden, Hintzpeter, besucht nur fleißig meine Predigten. — Hintzpeter: Hilft nichts, Herr Pfarrer, ich kann auch da nicht mehr — schlafen.

— **Aus der Schule.** In einer überfüllten Klasse fand ein kleiner Knirps keinen Platz mehr auf einer Bank und mußte deshalb auf dem Boden sitzen. Die Schulprüfung kam und der geistliche Inspector fragte aus dem Religionsunterricht und zwar unsern erniedrigten Knirps.: „Mein Sohn, warum bist du auf der Erde?" — Knirps: „Weil ich uf der Bank koin Platz hob!"

— **Einen drolligen Tanzanlaß** hat kürzlich ein Budapester Verein gewählt. Der Leichenverein „Droben sehen wir uns wieder" veranstaltete vor einigen Tagen ein Abendkränzchen mit Tanz zum Besten der Anschaffung eines neuen Leichenwagens. Eine seltenere Veranlassung zu einem Balle wird sich wohl kaum finden lassen!

— **Auch ein Unschuldiger.** Die inspizirende Excellenz: „Was hat Sie an diesen Ort gebracht, mein Freund?"—Sträfling: „Das Niesen." —Excellenz: „Das Niesen?"—Sträfling: „Ja wohl; es weckte den Herrn auf, bei dem ich durch's Fenster gestiegen war, und ich wurde erwischt."

— **Zu viel verlangt.** — Carl (beim Erledigen seiner Rechnungsaufgaben): „Du Marie, sag' mir doch schnell: wie viel ist 2 mal 2?" — Kindsmagd: „Meinst Du, ich verreiß' mir Deinetwegen den Kopf!"

— **Nurimmergespart.** Erster Reiseonkel: Welche Städte gedenken Sie denn in dieser Reisesaison zu besuchen? Zweiter Reiseonkel: Aschaffen-, Augs-, Frei-, Straß-, Salz- und Hamelburg. Und Sie? Erster Reiseonkel: Er-, Frank-, Schwein-, Klagen- und Ochsenfurt.

— **Im Thiergarten.** Frau Bumke: So e Kameel is doch e kom'sches Thier, das kann acht Tage arbeiten ohne zu saufen. Frau Stumbke: Da is mein Mann e umgekeertes Kameel, der kann acht Tage saufen ohne zu arbeiten.

— **Malitiös.** — „Ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen, liebe Freundin; ich reise mit meinem Manne auf einige Monate nach Paris." — „So? nach Paris? Wann sind Sie denn gebissen worden?"

— **Aufmerksamer Diener.** Baronin: „Aber Johann, warum heute das silberne Tafelservice und ein Kuvert mehr als sonst."—Johann: „Der Herr Baron versprach Ihnen doch beim Fortgehen, gnädige Frau heute Mittag die Reichsgräfin Gisela, von der Marlitt mitzubringen.

— **Schlimmer.**—A. (sehr niedergeschlagen): Leb wohl, alter Freund! Und denke manchmal an mich......—B.: Um Gotteswillen! Du willst doch keinen Selbstmord begehen? — A. (seufzend): Leider nicht!—Ich begehe morgen—eine Heirath!

— **Scherzfragen.** Welcher Artikel findet die meisten Abnehmer? Der Hut (beim Grüßen). Wer freut sich in den letzten Zügen? Der Schachspieler. Wer verdirbt sich nie den Magen? Derjenige, der sich überall mit Versprechungen abspeisen läßt.

— **Aus einem Steckbriefe.** Signalement: Haare: Blond. Augen: Blau. Nase: Gewöhnlich. Besondere Kennzeichen: Sieht seinem Vater sehr ähnlich.

— **Vor dem Richter.** Richter: „Haben Se noch etwas anzugeben?" Angeklagter: „Ich möchte um mildernde Umstände bitten, weil heute gerade mein Geburtstag ist."

— **Ehrliche Entschuldigung.** Richter: Nein, welche Rohheit! Wie kommen Sie dazu, Ihren Nachbar mit der Mistgabel auf die Nase zu schlagen? Bauer: Ja, Herr Richter, ich hatt' halt nicks anersch!

— **Entschuldigung.** — „Emma, Du vorlautes Mädchen, Du mußt doch immer das letzte Wort haben!" — „Aber Mama, ich hab' ja nicht gewußt, daß Du nichts mehr sagen willst!"

— **Zeitbild.** Besuch: „Ihre Wohnung ist ganz reizend!" Hausfrau: „O wir wären noch viel hübscher eingerichtet, allein das dumme Accordiren bei unserem letzten Konkurse hat uns ein wenig zurückgebracht!"

— **Protest.** Tochter: „Ich mag gar keinen Roman mehr lesen! Jedesmal hört er auf, wenn sie sich kriegen und es dann am schönsten wird." — Vater: „Dummes Zeug! Wer hat Dir denn gesagt, daß es dann am Schönsten wird?"

— **Aus dem Examen.** Professor: Welche Planeten waren den Alten bekannt? Candidat: Mars, Venus, und — — — — und ich glaube die Erde, sicher kann ich es aber nicht sagen.

— **Zweckmäßiges Auskunftsmittel.** Aber Fritzchen, was soll aus Dir werden, wenn Du nicht einmal recht lesen kannst! — Ei nun, dann werd' ich Schulmeister und lasse die Buben für mich lesen!

— **Bei der Volkszählung.** — „Sie sind wohl ledig?" — „Nein!" — „Also verheirathet?" — „Nein!"— „Noch so jung und schon Wittwe?" — „Nein!"—„Aber Verehrteste, zu irgend einer dieser Kategorien werden Sie doch gehören! Was soll ich denn schreiben?" — „Verlobt." —